

Ein rheinisches vorrömisches Sculpturdenkmal.

Von

Constantin Koenen.

Hierzu Tafel III.



Fig. 1.

In der Stadt St. Goar am Rhein steht auf der Südecke der Kirchhofmauer, zwischen dem Rheinfels- und Bismarckweg, ein altherwürdiges, merkwürdiges Denkmal aus rotem Sandstein. Ich habe dasselbe photographiert und auch nach dem Originale an Ort und Stelle gezeichnet. Die dieser Arbeit beigefügte Tafel III zeigt diese Photographie in Lichtdruck, und die Textfigur 1 giebt meine Zeichnung wieder.

Wir sehen eine glatte runde Säule, die in die Kirchhofmauer eingelassen ist und nach Aussage des St. Goarer Totengräbers ein Meter Länge haben soll, bei einer von mir selbst gemessenen Breite von 50 cm. Der obere wulstige Teil der Säule ist bis zu 7 cm Breite von zwei Rundstäben eingefasst. Von dem oberen Stabe aus verengt sich die Säule zu einer schrägen, den Wasserabfall vermittelnden Fläche. Von dieser 34 cm im Durchmesser haltenden Einengung aus erhebt sich ein jetzt 1,20 m hoher vier-eckiger Obelisk.

Der untere, eingezogene Teil des vierseitigen Obeliskens hat 14 cm Höhe und 48 cm obere Breite. Die stärkste Breite des Obeliskens selbst beträgt auch 48 cm, die geringste Ausdehnung oben 33 cm, bei einer erhaltenen Gesamtlänge von 1,06 m.

Leider ist das obere Ende des Obeliskens

abgebrochen. Man kann auch nicht sagen, ob ehemals der säulenartige untere Teil des Denkmals, wie in Figur 1 angedeutet, ohne besonderen Unterbau war und so, wie gezeichnet, unvermittelt aus der Erde hervorstach. Die ursprüngliche Höhe des ganzen Denkmals ist daher nicht zu ermitteln; sie kann 3 Meter, vielleicht etwas weniger, möglicherweise aber auch bedeutend mehr betragen haben.

Der Obelisk ist reich verziert. Schon die schräg eingezogene untere Fläche zeigt zwei zusammenhängende wulstige Spiralgewinde. Der prismatische obere Teil erscheint eingefasst von einem kräftigen, schnurartig gewundenen Stabe. Auf der Fläche zwischen der Umrahmung sehen wir als eigentlichen Mittelpunkt des, die ganze Fläche des Obeliskens einnehmenden Flachreliefschmucks, den Kopf eines mit Haube bedeckten bärtigen Mannes. Der Kopf ist 26 cm gross. Die Nase von 8 cm Grösse erscheint verhältnismässig lang. Die Augen sind gross, sehr weit geöffnet und mit scharf, sowie etwas ornamental eingemeisselten Pupillen versehen. Die Augenbrauen, die scheinbar tief und weit gehöhlte Augenhöhle umrahmend, sehen stark gewölbt aus; sie erscheinen nach dem Nasenbein hin etwas herabgezogen. Der Mund, horizontallinig eingeschnitten, ist von einem Schnurbarte eingefasst, der an den Enden etwas aufwärts gedreht erscheint. Das Kinn liegt hinter einem 10 cm langen Barte versteckt, wodurch das Gesicht etwas länglich aussieht.

Bedeckt ist das Haupt von einer schalenförmigen runden Haube. Auf der Vorderseite derselben sehen wir eine büschelförmig ausgebreitete, fünfblättrige Palmette und an jeder Seite finden wir die Anfänge einer weiteren Palmette angedeutet. Auch diese Ornamente sind in Reliefform wie aus einer ehernen Schale herausgetrieben.

Unterhalb des Kinnbartes, wie die Schleife einer Halsbinde hinter demselben beginnend, senkt sich ein dreiblättriges, schwertlilienförmiges Ornament abwärts bis zu 14 cm Länge. Auf den beiden Flächen neben Kopf und Schwertlilie sind zwei senkrecht gestellte, ineinandergreifende, wulstige Spiralen angebracht. Höchst eigenartig erscheinen zwei grosse wulstige Fischblasen, die wie stilisierte Faunohren von jeder Ohrstelle des Kopfes aus aufwärts gerichtet, sich, wie durch eigene Schwere, in der Mitte oberhalb des Kopfes berühren. Dieses charakteristische Gebilde füllt den ganzen Raum oberhalb der Haube aus bis zu 19 cm Höhe und einer Breite von 33 cm. Aus der Mitte des Berührungspunktes der Fischblasen wächst ein 12 cm hohes und 16 cm breites herzförmiges Ornament, das von zwei eingliedrigen Spiralen umstellt ist. Der obere Teil desselben scheint mit den senkrecht geneigten, an den unteren Enden spiralförmig umgebogenen beiden unteren Blättern einer fünfblättrigen Palmette verbunden zu sein, welche die Mitte des oberen Obeliskenteiles bedeckt. Unter dem oberen, schwertlilienförmig aufgerichteten Teil der Palmette, umschlossen von den beiden gesenkten Blättern, erscheint eine rübenförmige, fruchtknotenartig gedachte Erhöhung. Ob durch launiges Spiel der Verwitterung oder in beabsichtigter Ursprünglichkeit diese Stelle die Gestalt eines kleinen spitzbärtigen Kopfes angenommen hat, vermochte ich selbst bei vorsichtigster

Prüfung am Originale nicht zu entscheiden. Wie ausgezupft und hingestreut sind zu beiden Seiten der Palmette haferkornförmig stilisierte Blätter einmal vereinzelt, dann zu zweien, oben rechts zu dreien vereint.

Wie nach einer Schablone aufgepaust, sieht man denselben Reliefschmuck, wie er hier ausführlich besprochen wurde, auch auf den drei anderen Seiten des Obelisken.

Die erste Erwähnung dieses Monumentes finde ich bei Johann-Just Winkelmann in seiner Beschreibung der Fürstentümer Hessen und Herffeld“ im II. Teil der Hessischen Chronik (Bremen 1697) S. 119. Das Schloss und Amt Rheinfels bei St. Goar nämlich kam 1648 an den Landgrafen Ernst, welcher dort residierte und die Burg stark befestigte. „In diesem Amt“, sagt Winkelmann (a. a. O.) wörtlich, „liegt ein Dorf, „Pfalz-Feld genannt, welches ich im Jahre 1649 den 15. Julii sehr verwüstet „und ganz unbewohnt, auf dem mit Dornen, Disteln und Gesträuch bewachsenen Kirchhof aber ein sehr altes Römisches Monument in Gestalt einer „Flamm-Seulen nur von drittehalb Ehlen lang von allerhand unerkäntlichen „Zügen und ohne Schrift gefunden.“ Das gerade in Kreisen des Adels offenbar grosses Aufsehen erregende Buch Winkelmanns scheint auch die Aufmerksamkeit des genannten Landgrafen Ernst auf das Steindenkmal gelenkt zu haben. Ernst stellte wenigstens im Jahre 1690 ein Zeugenverhör an, aus dem hervorgeht, dass das Denkmal ursprünglich höher war und dass sich auf der Spitze des Obelisken noch im Jahre 1648 ein Menschenkopf befand. Später ist diese Bekrönung leider abgebrochen worden. Der Rheinische Antiquarius (herausgegeben „von einem eifrigen Nachforscher in Historischen Dingen“ Frankfurt a. Main J. 1739) rühmt in seiner Dedicatio des Landgrafen Ernst „durchdringenden Verstand und feinen Geschmack in Untersuchung und „Beurtheilung der Alterthümer, wovon die vor einigen Jahren zu Pfalzfeld auf „Dero hohen Befehl ausgegrabene uralte Säule ein unsterbliches Merkmal ablege.“ Über diese Ausgrabung und Translocation der Säule erfahren wir im Rheinischen Antiquarius (S. 481—482) noch folgendes: „Drei Stunden von Rheinfels nach dem Hundsrück zu liegt der Ort Pfalzfeld, auf dessen Kirchhoff „hat diese uralte Säule ehedessen gestanden, es ist aber noch Niemand bewusst, „zu welcher Zeit und bei was Gelegenheit sie sei aufgerichtet worden. Dem „Ansehen nach muss sie sehr alt sein, und weil man insgemein dafür gehalten „hat, als ob sie zu dem Grabmale eines alten Römers gehört, so hat vor zwei „Jahren (1737) der Königlich, Hochfürstl. Hessen-Casselische Jouverneur zu „Rheinfels Baron von Kutzleben diese Säule ausgraben lassen, doch aber „nicht die geringste Spur von einem Grabe dabei antreffen können. Diesemnach kann sie wohl noch von dem uralten Götzen-Dienst herrühren, zumalen, „da der alten Leute desselben Orts Aussage nach vormals oben auf dieser „Säule ein Kopf in der Gestalt eines Menschen gestanden habe, der aber davon „abgerissen worden.“ Sehr wichtig für die Beurteilung des Obelisken ist ferner die weitere Begründung: „Ferner“, so heisst es (a. a. O.), „Ferner ist auch „bekannt, dass die Heyden meistentheils ihren Götzen-Dienst in den Wäldern

„verrichtet haben, dieser Platz auch ehedessen in lauterer Wald gewesen. Dieses „ist noch weiter daraus zu schliessen, weil das Chor der nahe dabei stehenden „Kirche ehemals ganz allein in einer Circulrunden Figur gestanden hat, wozu noch das Schiff der Kirche gesetzt worden, „dass also solches aller Muthmassung nach zu einem Götzen- „Tempel mag gedient haben.“ Der genannte Rheinische Antiquarius bildet S. 468 das Schloss Rheinfels ab und giebt neben diesem die hier Figur 2 wiedergegebene kleine Abbildung des Obeliskens. Das Denkmal ist hier etwa 90 cm länger als gegenwärtig, und es sieht trotz der schlechten Abbildung in der That so aus, als sei nach Herstellung dieser Abbildung, also nach dem Jahre 1739, ein weiterer Abbruch des oberen Theiles erfolgt. Mit dem Monumente wurde freilich auch später wenig conservativ verfahren; man schleppte es hin und her. Der Kommandant von Rheinfels, General-Leutnant von Kutzleben liess dasselbe auf Befehl des Landgrafen von Hessen-Kassel nach Rheinfels transportieren und in dem Kommandantur-Garten daselbst aufstellen. Im Jahre 1805 führte Alexander Lameth den Obeliskens nach Koblenz, wo der Stein mit einem schwarzmarmerenen Piedestal versehen wurde, auf dem durch Inschrift das Denkmal für ein römisches erklärt wurde. Die Aufstellung erfolgte in dem Hofe des jetzigen General-Kommandos (Greßel, Chronik von St. Goar J. 1847). Im Jahre 1807, bei Eröffnung der neuen Bezirksstrasse von St. Goar nach Simmern, wurde auf Bestimmung des Präfekten Lezay-Marnesia, welcher der Feier beiwohnte, der Obelisk von Koblenz wieder in die Nähe von Pfalzfeld gebracht und dort neben der neuen Strasse an der Grenze der Bürgermeistereien St. Goar und Pfalzfeld aufgestellt (a. a. O.). Aus dieser Zeit besitze ich seit mehreren Jahren eine colorierte Bleistiftzeichnung des Obeliskens mit der Unterschrift „Barenstein, aufgestellt an der Trier-Bopparder Römerstrasse, wo diese von dem Norak-Ukenheimer Wege durchschnitten wird.“ Auf dieser Abbildung ist der obere Teil noch bis zu etwa 6 cm oberhalb der oberen Spitze der Schwertlilie erhalten. Die Zeichnung muss vor dem Jahre 1845 angefertigt worden sein; denn im Jahre 1845 wurde die Säule „zu ihrer besseren Erhaltung“ nach St. Goar transportiert, wo sie aber leider noch heute dem Wind und Wetter preisgegeben, bald einem völligen Zerfalle entgegengehen wird.

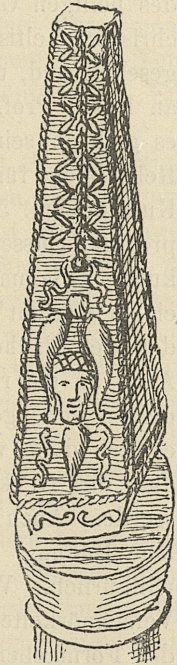


Fig. 2.

Über die Zeitstellung und Bedeutung dieses Monumentes ist natürlich im Laufe der Jahrhunderte mancherlei behauptet worden. Winkelmann (a. a. O.) glaubt, dasselbe sei römisch. Dr. Brown (Travels in Germany J. 1677) kannte das Werk im J. 1677 noch nicht. In seiner Reisebeschreibung vom J. 1688 erklärt er ebenfalls dasselbe für römisch, ebenso Winkelmann in seiner hessischen Chronik vom J. 1698. Der schon oben genannte rheinische Antiquarius sagt (S. 481), man habe zu seiner Zeit das Denkmal als zu einem römischen Grabmonument gehörig betrachtet; er selbst erklärt es für ein heid-

nisches Götzenbild. Knoch, in seinen *Antiquitates goarinae*, dann Wenk, *Hessische Geschichte*, führen die Errichtung des Steindenkmals auf ein Wunder des heiligen Goar zurück. A. Reichensberger hält den Stein für vorchristlich keltisch gallisch. Eugen Petersen hat das Werk vor einigen Jahren gesehen und, unter Hinweis auf die Waldalgesheimer Schmuckplatten, in einem an Herrn Prof. Loescheke gerichteten Brief die Vermutung aufgestellt, dass es gallisch sein könnte. Andere erklären das Bild wegen des merkwürdigen Reliefbildes für orientalisch. Vgl. hierzu v. Stromberg 2, 6, 8. Aus'm Weerth, *Kunstdenkm.* 59. Anm. 5, 8. Lehfeld, *Bau- und Kunstdenkmäler der Rheinprovinz*, Düsseldorf 1886 schreibt über das wichtige Werk S. 631 nur ganz kurz: „Flammensäule 1,41 m hohe Pyramide (aus vorrömischer Zeit?) mit einem Gesicht zwischen Blumenranken als Relief von äusserster Roheit, jede der vier Flächen soll 1648 einen Menschenkopf auf der Spitze gehabt haben.“ Auch an ein rohes Produkt der Renaissancezeit ist schon gedacht worden, indessen ohne genügende Begründung, wie mir scheint. Spätrenaissance, um die es sich doch wohl einzig handeln könnte, ist schon dadurch ausgeschlossen, dass das Denkmal bereits 1649 als sehr altes römisches Monument betrachtet wurde. Auch passt der Säulenfuss und besonders die Ornamentik nicht für eine Bildung der Hochrenaissance. Die Form der Ornamente ist zu wenig willkürlich. Wir vermissen das Geschwungene der Linienführung, das genial Verschnörkelte. Wo finden wir bei einer Renaissancearbeit Spiralwindungen der Formgebung, wie sie hier vorliegt! Die Form der schwertlilienförmigen Ornamente und der Palmetten, die zum Teil wie ausgezupft und angeklebt erscheinen, haben nichts gemein mit dem organisch Verbindenden der Hochrenaissance. An ein Werk der mittelalterlichen, romanischen oder gotischen Plastik ist meines Wissens nie gedacht worden und auch nicht zu denken. Eher noch werden wir an eine merovingische oder karolingische Umgestaltung byzantinischer Formen erinnert. Die fränkische Kunstweise liebt bekanntlich das Spiralornament. Bekannt ist die aus antiken Mustern zusammengesetzte, oder die antike Kunstweise orientalisch oder germanisch umgestaltende Schmuckweise; allein wir vermissen in der byzantinischen und fränkischen Hinterlassenschaft, in der alles phantastisch kühn verschlungen ist, den Ornamentgeschmack, welcher unserem Werke zu Grunde liegt. Das fränkische Spiralornament hat nicht jene fettwulstige, sondern eine andere, mehr filigranartige, harte Formgebung. Nie würde man damals die oberen Blätter in ihrer natürlichen Form gelassen, sondern sie in einer mehr oder weniger stilisierten Art zum Ausdruck gebracht, sie nicht wulstig abgerundet, sondern sie mit Hohlkehlen, Rippen u. s. w. versehen, sie auch nicht so vereinzelt, wie hingestreut gelassen haben. Nirgendwo finde ich in der fränkischen Kunst ein Ornament, das sich auch nur annähernd mit den so wie hier angebrachten und so geformten wulstigen Fischblasen vergleichen lässt.

Aber nicht nur unter den Monumenten der nachrömischen, sondern auch unter denen der römischen Zeit, suchen wir vergeblich ein analoges Werk; vergeblich suchen wir ein solches auch bei den klassischen Kunsttypen Griechenlands.

Schmiegt sich doch das klassisch-griechische und das römische Ornament, in fein gewählten Formen fortlaufend als Ranke, Blumengewinde, Blattwerk bis in alle Einzelheiten verständnisvoll an die körperliche Grundform an. Das ist aber hier nicht der Fall. Hier beobachten wir nur ein mühsames Zusammenbringen klassischer, dem Benutzer selbst durchaus fremder Formen, eine Verwendung unverständener Motive. Das ist keine Frische schöpferischer Erfindung selbständigen Stiles, die hier vorliegt.

Was ich vielmehr in unserer Ornamentik finde, das erscheint als eigenartige barbarische Verquickung von Orientalischem und Griechischen, jedoch nur in einer im Motiv erfolgten Nachahmung. Unzweckmässig ist das Nachgeahmte nebeneinander gestellt, mit phantastischer Willkür verknüpft und zu einer Art von malerischer Gesamtwirkung gebracht. Diese durch die vorgeführten Ornamente veranschaulichte Kunstweise findet sich sowohl in ihrem Gesamteindruck, als auch in ihren Einzelheiten bei einer höchst charakteristischen Gruppe rheinischer Fundstücke aus der Zeit um 400. Jene charakteristische Verzierungweise äussert sich bei Gegenständen der Kleinkunst dieser Periode so deutlich, dass eine Missdeutung dieses Monumentes ganz ausgeschlossen erscheint.

Was zunächst die Gestalt des Obeliskens betrifft, so ist diese bekanntlich uralt. Die Formgebung, wie sie durch die hohlkehlenförmige Einschnürung des unteren Teiles vorliegt, finde ich jedoch nicht bei der grossen Anzahl der veröffentlichten Obeliskens¹⁾. Die Verbindung eines unten hohlkehlenförmig eingezogenen Obeliskens mit einer kräftigen runden Säule erscheint hier, soweit ich sehe, zum ersten Male. In der Litteratur über italische und griechische Monumente suchte ich diese Kunstform ebenfalls vergeblich. Was sich in Bezug auf die dieser Formgebung zu Grunde liegende Idee mit anderen Monumenten vergleichen lässt, das sind die bekannten, mit kegelförmigen Spitzsäulen versehenen etruskischen Grabdenkmale, wie beispielsweise das Grabmal der Horatier und Curatier. Die Grundform unseres Steindenkmals, der obeliskenförmige Aufbau, findet sich freilich schon bei den ältesten Steindenkmalen Europas. Ich erinnere an die grobbehauenen drei- oder viereckigen Menhirs, welche bald einzeln, bald in Gruppen oder Reihen vorkommen. Wir finden zwei vierseitige, nach oben schmaler werdende Obeliskens in den gewaltigen Monolithen

1) Ich habe bei Zoega (*De origine et usu obeliscorum*, Rom 1797), bei L'hôte (*Notice historique sur les obélisques* Paris 1836) und bei Ungarelli (*Inpretatio obeliscorum Urbis*, Rom 1842) vergeblich nach dieser Formgebung und der Verbindung von Obelisk und Säule gesucht. Auch unter den etruskischen Denkmalen bei Inghirami (*Monumenti etruschi* Flor. 1821—26), bei Dennis (*The cities and cimiteries of Etruria* deutsch, Leipzig 1852) bei Liverani (*Le catacombe e antichiesi di Chiusi*, Siena 1872), bei Zannoni (*Gli scavi della Certosa di Bologna*, 1876), bei Martha (*L'art etrusque*, Paris 1888), bei Seemann (*Die Kunst der Etrusker*, Dresden 1890), bei Dürm (*Baukunst der Etrusker* i. „Handbuch der Architektur II. 2“, 2. Auflage. Darmst. 1892), bei Birsch (im „*Museum of classical antiquities*“, B. 2) ist einer solchen Umgestaltung des Obeliskens nicht gedacht.

Ägyptens, die gleich den Säulen der Triumphbogen neben den Tempeln Aufstellung fanden. Strabo erwähnt Obeliskten als Gräber der Könige. Ägyptische Obeliskten wurden bekanntlich nach Italien hin translociert und konnten hier natürlicher Weise zu Neuschöpfungen anregen. An Anregung zur Herstellung eines solchen Obeliskten fehlte es bei einem Besuche der Kulturstaaten somit nicht. Allein, wo finden wir die Einzelheiten? Das zwischen Säule und Obelisk angebrachte Gesimse ist für die etruskische Kunstweise charakteristisch. Der kräftige, oben und unten durch einen schmalen Stab begrenzte Echinus und der trochylusartige untere Teil des Obeliskten sind im Typus mit der Basis der Löwengruppe des Löwenthors zu Mykenae und mit den Basen der etruskischen Tempelsäulen zu vergleichen. Ihrer Grundform begegnen wir wieder bei den Säulen des Schatzhauses des Atreus zu Mykenae und andern Mykenäischen Altertümern. Der Mangel an Kanneluren ist das Bezeichnende. Diese eigenartige Verbindung von Pfühl, Platten und Hohlkehle erscheint in entwickelter, hochcharakteristischer Form bei dem Unterteil der Frauenbüste aus der „Grotte d'Isis à Vulce“, (vgl. Martha, *L'art étrusque*. Paris 1888. S. 498, Fig. 325). Jenes für die Zeit der Etruskerherrschaft in Oberitalien verbreitete Formgefühl kommt auch in anderen Einzelheiten unseres Denkmals zum Ausdruck.

Das Anbringen einer Maske als sprechende Mittelpartie von zu schmückenden Bauteilen und ein Kopf, die Spitze des Obeliskten krönend, sind charakteristisch für die damalige etruskische Kunstweise. Ich erinnere an die Köpfe oberhalb der Eingänge in der Mitte des Thorbogens (vgl. Martha a. a. O. S. 233, Fig. 174; S. 240, Fig. 175), dann an die zum Teil mit unserm bärtigen Kopfe übereinstimmenden Masken an Vasen (a. a. O. S. 470, Fig. 315 bis 318; S. 472, Fig. 316; S. 474, Fig. 317 und 318; S. 475, Fig. 320; S. 477, Fig. 322). Allein, weit deutlicher sprechen die diesseits der Alpen und zum Teil am Rhein gefundenen Denkmale der Kleinkunst. Ganz besonders reichhaltig sind derartige Kunsterzeugnisse in dem Gebiet, in welchem unser Steindenkmal errichtet wurde, und das ist wichtig. So finden wir bei dem von Lindenschmit (Altertümer B. II. Heft II. Taf. I, Fig. 5) abgebildeten „feinen etruskischen Schmuck“ den mit Palmette geschmückten Kopfputz, wie es unsere Maske zeigt. Wir sehen (a. a. O. Fig. 14) bei Masken, welche mit der angeführten übereinstimmen, auch die an beiden Seiten der Maske unseres Steindenkmals angebrachten, so hoch charakteristischen, grossen fischblasenförmigen Gebilde. Wir sehen solche mit fischblasenförmigen Gebilden versehene Masken auch bei Lindenschmit, B. II. Heft II. Taf. 2, Fig. 6 und 7, dann B. II. Heft IV. Taf. 2; dieselben Masken mit Fischblasen führen auch die von mir (Bonner Jahrb., Heft 102, Taf. II u. S. 158 ff.) zusammengestellten und abgebildeten Schmuckplatten von Waldalgesheim vor Augen. In zweiundzwanzigmaliger Wiederholung ist diese Maske mit Fischblasenschmuck auf der Zierplatte von Höravce wiedergegeben. Ähnlichen, wenn auch weniger wulstig gebildeten Kopfputz haben die Köpfe des goldenen mit Glasflüssen versehenen etruskischen Halsbandes aus Vulci. Dass diese fischblasenförmigen Kopfeinfassungen nicht nur bei weiblichen Masken,

wie bei den vorher angeführten, sondern auch bei bärtigen Männerköpfen der Art, wie der auf unserem Steindenkmal dargestellte, vorkommen, zeigt die Henkelmaske der bronzenen Schnabelkanne von Waldalgesheim der von Lindenschmit (a. a. O. B. III. Heft V. Taf. III, Figur 9) wiedergegebene Kopf, sowie zahlreiche auf gleichzeitigen Schmuckstücken des Fundgebietes vorkommende, von Fischblasen umgebene bärtige Köpfe.

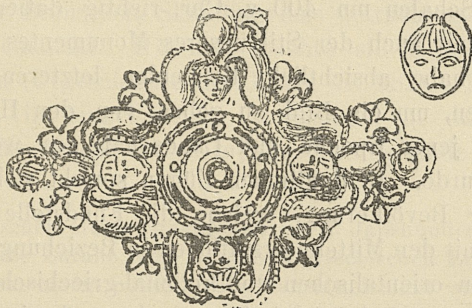
Entscheidend ist, dass sich auf denselben Gegenständen, welche jene höchst charakteristischen Köpfe mit Fischblasen aufweisen, auch alle übrigen Ornamente unseres Steindenkmals und zwar genau in derselben durchaus eigenartigen malerischen Weise der Anordnung wiederfinden. Was zunächst das Motiv der auf den vier Seiten unseres Monumentes angebrachten Spiralen betrifft, so sind diese bekanntlich bereits auf der Säule vom Schatzhause zu Mykenae angebracht; dann fand Schliemann über den Gräbern der Akropolis zu Mykenae zwei Stelen archaischen Stiles mit spiralförmigem Bandgeschlinge. Bekannt ist auch der Teil eines Holzkästchens mit wunderbar eingeschnittenen Spiralen aus einem Grabe der Akropolis zu Athen. Das Spiralornament hat nach Hörnes (Geschichte d. bildenden Kunst in Europa, S. 291—295) eine ganz bestimmte Verbreitung von Südost (Ägypten, Griechenland) nach Nord (Bosnien, Ungarn). Man betrachtet es als ein „uraltetes Eigentum der hellenischen Phantasie“; die Folgezeit gab ihr stilgemässe Bildung. Diese Gebilde haben sich bei der vollendeten hellenischen Kunst erhalten. In dem mit dem geometrischen Stile zum Ausdruck gelangten Ornamentensystem erscheinen neben geradlinigen Motiven an Stelle der älteren Spirale tangential verbundene Kreise mit Mittelpunkt, welches Motiv für Griechenland den Beginn der Eisenzeit bezeichnet (Hörnes a. a. O.). Im etruskischen Stil ist die Spirale ein sehr beliebtes Motiv. Ich verweise hier auf den Deckel der volcentischen Ciste (Seemann, Die Kunst der Etrusker, Dresden 1890, Taf. XII.). In Begleitung der verbundenen Spirale sehen wir auf etruskischen Denkmälern auch die losgelöste und die aufgerichtete Palmette, wie sie auf dem oberen Teile unseres Steinbildes angebracht ist, wenn auch in besserer Durchbildung, so bei Martha (L'art étrusque. Paris 1888, S. 376, Textfigur), dann bei den Fresken eines campanischen Grabhügels (a. a. O. S. 424, Fig. 284), ferner oberhalb des Poseidon mit Flügelpferd zeigenden etruskischen Spiegels (Seemann a. a. O. Taf. XVII.). Die im Norden, nach Anregungen aus Mitteleuropa ausgebildete Spiraltechnik hat nach Hörnes (Urgesch. d. b. Kunst i. Europa, S. 306—323) bestimmte räumliche Grenzen, welche den südöstlichen Ursprung verraten. Hier am Rhein ist die Spirale bei den Hinterlassenschaften aus der Zeit des Überganges von der Hallstätter in die La Tène-Periode und in letzterer Periode selbst sehr charakteristisch. Die Spirale dieser Zeit findet sich hier auf Armringen (Lindenschmit Sohn, Centralmuseum Mainz 1889, Taf. XXXI, 1 u. 3 u. 6 u. 14), auf Fingerringen (a. a. O. Taf. XXXIX, 10). Wieder kehrt diese eigene Art von fettwulstiger Spiralwindung auf den Schmuckstücken des Waldalgesheimer Fundes (Lindenschmit, Atertümer aus heidn. Vorzeit, B. III. Heft 1, Taf. 1 u. 2. Aus'm Weerth, Grabfund von Waldalgesheim, Winkelmann-

programm 1870 auf Schwertscheiden (Lindenschmit a. a. O., B. III., Heft V., Taf. III., Fig. 1 a), bei Fibeln (a. a. O. B. III., Heft IX., Taf. 1) und zahlreichen anderen Schmuckstücken dieser Art und Zeit.

Im Verein mit dem Fischblasenkopfe und der Spirale finden wir bei denselben Hinterlassenschaften diesseits der Alpen auch die barbarisierten palmettenartigen und schwertlilienförmigen Ornamente. In dem etruskischen Schmuck erscheint die Palmette zwar im Motiv verwertet; allein es fehlt das Edle und Schwungvolle griechischer Schöpfungen. Es genügt, auf den etruskischen Palmettenschmuck der Ficoronischen Ciste zu verweisen (Seemann a. a. O. Taf. X.), dann auf die Volcentische Ciste (a. a. O. Taf. XI.). Die rohe Anwendung vereinzelter, wie ausgezupft erscheinende Palmettenblätter, wie wir sie auf dem oberen Teile unseres Steindenkmals finden, sehen wir wieder oberhalb des Griffes eines etruskischen Spiegels, der die Geburt der Minerva zeigt. Dann haben wir dieses rohe Palmettenmotiv auf dem etruskischen Spiegel, der den Poseidon mit Flügelpferden darstellt. Die Palmette, wie sie als Schmuck der Haube unserer Maske so bezeichnend ist, wiederholt sich oberhalb des Griffes des etruskischen Spiegels Poseidon mit Flügelpferden darstellend (Seemann a. a. O. Taf. XVII.).

Eine Vereinigung der vier beschriebenen Motive: Maske, Fischblase, Spiralmuster und Palmette in der Art der Verteilung und in der besonderen Formgebung, wie sie bei unserem Steindenkmale vorliegt, findet sich in den Schmuckstücken des Grabhügels von Rodenbach (Rheinbayern), (Lindenschmit B. III, Heft V., Taf. III.). Wir sehen Fig. 5 wieder eine Schnabelkanne, an deren Griffende die Spiralornamente angebracht sind (a. a. O. 5 a). Fig. 3 zeigt einen prächtigen Halsring mit fischblasenförmigen Ornamenten, dann die Spirallinie. Noch charakteristischer und für die Bestimmung unseres Steindenkmals geradezu entscheidend erscheint die Schmuckweise des Grabhügelfundes in Klein-Aspergle Ob.-Amt Ludwigsburg (vgl. Lindenschmit, *Altertümer* B. III., Heft XII., Taf. 4). Wir sehen (a. a. O. 1 a) eine Erzvase. Auf dem herzförmigen Henkelansatz ist ein härtiger Kopf wie der unserer Maske angebracht und oberhalb derselben finden wir auch wieder die Fischblasen. In demselben Grabe fand sich auch ein Löffel (a. a. O. Tafel 5 Nr. 1 a). Entlang den beiden Seiten des Griffes ist das Spiralornament unseres Steines zu finden. Dort wie hier haben die Spiralgewinde jene so charakteristische fischblasenförmige Aufblähung des Bauches aufzuweisen. In der Mitte ist das schwertlilienförmige Ornament angebracht, das auch die Mitte unseres Steindenkmals einnimmt. An dem Löffelteller findet sich auch das in der Mitte oberhalb der Fischblasen unseres Steindenkmals erscheinende herzförmige Ornament. Auch eines der Schmuckstücke (a. a. O. Fig. 4) führt uns die Fischblasen vor Augen und dieses eigenartige Ornament ist ferner auf den beiden schwarzen, rotfigurigen griechischen Schalen desselben Grabfundes (a. a. O. Taf. VI. Nr. 1 a u. 1 b; Nr. 2 a u. 2 b), nämlich auf dem Goldblechbesatz dieser Thonarbeiten zu sehen. In diesem Grabe wurde auch eine Schnabelkanne und ein bronzener gerippter Eimer gefunden. Dieselbe eigenartige Schmuckweise ist wiederum bei den Gegenständen des Weiss-

kirchener Tumuli zum Ausdruck gekommen. In dem einen Hügel fand sich eine prächtige bronzene italische Schnabelkanne, wie solche sich in griechischen Kolonien Unteritaliens und dieser nachgebildet in etruskischen Gräbern finden. Das zweite Fundstück ist ein mit reich verzierter Bronzescheide versehener eiserner Dolch im Stil der älteren La Tèneschwerter, wie Waffen gleicher Art in gallischen Gräbern Oberitaliens vorkommen, aber ihre Hauptverbreitung in Gallien und am Rhein haben (Hettner, Jahresbericht der Gesellschaft für nützliche Forschungen in Trier. Trier 1899, S. 32). Wie dieses, so werden (a. a. O.) auch die übrigen Stücke des Fundes für einheimisches Fabrikat gehalten. Sicher gelte dieses für die, nebenstehend Figur 3 nach Lindenschmit, Altertümer Band II., Heft II., Tafel 1, Fig. 6 wiedergegebene, aus dünnem Goldblech getriebene Broche. In der Mitte ist ein mit einem Bernstein geschmückter Kreis, umgeben von vier Köpfen. Jeder Kopf ist von Fischblasen umgeben und oberhalb derselben sieht man auch das herzförmige Ornament. Zwischen den Fischblasen sind ferner die schwert-



Figur 3.

lilienförmigen Ornamente vertheilt. Die stilistische und typische Identität dieser Ornamentik mit der unseres Steinbildes ist unverkennbar und gerade die mit Herzornament und Fischblasen versehenen Köpfe sprechen deutlich. Eine Gewandspange dieses Hügelns ist an beiden Enden mit Köpfen versehen, die lange Mützen tragen. In der Mitte der Nadel befindet sich ein weiterer Kopf. Südlich der Alpen ist diese Fibel noch nie gefunden worden (a. a. O. S. 33); sie fehlt auch in Frankreich. Zahlreich ist sie am Mittelrhein, in Württemberg, Bayern und Mitteldeutschland zu Tage getreten. „Hier in diesen Gegenden“, wird (a. a. O.) nach der Auffassung Tischlers (Anthrop. Korrb. 1881 S. 127) gesagt, „wird sie also auch fabriziert sein“. Bezüglich eines gleichfalls in diesem Grabbügel gefundenen bronzernen Gürtelhakens (a. a. O. Fig. 5) mit geflügeltem Löwen wird geschwankt, ob wir es mit gallischer oder etruskischer Arbeit zu thun haben. Hettner glaubt, es liege die gallische Nachahmung eines etruskischen Stückes vor. Bei Dr. Reinecke, Korresp.-Bl. f. Anthropol. Mai 1900, S. 37, ist die griechische Vorlage sicher. Einige eiserne Lanzen dieses Grabbügelns kommen nicht in Betracht. — In einem zweiten Weisskirchener Hügel fand sich eine doppelhenklige Bronzeurne (a. a. O. Fig. 8), deren Henkel mit einer sogenannten Acheloosmaske und Spiralen geschmückt ist. „Diese Stamnoi“, sagt Hettner (a. a. O. S. 33), „sind zweifellos unteritalisches Fabrikat des 5. oder 4. Jahrh. v. Chr., sie kommen häufig in etruskischen Gräbern vor und wurden vielfach nach dem Norden exportiert; ein

vollkommen identisches Gefäß ist im Klein-Aspergle bei Ludwigsburg, also in dem Hügel gefunden worden, der auf seinen Beigaben den Stil unseres Monumentes in so entscheidender Weise wiedergibt. Ausserdem fand sich in dem Hügel eine unteritalische Schnabelkanne (a. a. O. Fig. 9), dann ein goldener Reif, den Hettner als „zweifelloes etruskisches Fabrikat“ bezeichnet, „gallisch“ hingegen sei wieder der letzte Fund des Grabhügels: das Ende einer Dolchscheide mit dünnen gestanzten Goldplättchen. Zu dem Grabhügelfund vom Klein-Asperle gehören auch zwei schwarze, rotfigurige, griechische Schalen (Lindenschmit, *Altertümer uns. h. Vorzeit*, B. III. Heft XII. Taf. 6, Nr. 1 a u. 1 b, Nr. 2 a u. b). Um über die Datierung dieser aus den Mittelmeerstationen importierten Gegenstände zuverlässigen Aufschluss zu gewinnen, bat ich Herrn Professor Löscheke um sein Urteil. Löscheke teilt mir mit, dass die Schalen um 400 v. Chr. richtig datiert sein dürften. In diese Zeit gehört somit auch der Stil unseres Monumentes.

Ich habe absichtlich die beiden letzteren Grabhügelfunde ausführlicher beschrieben, um ein Bild zu geben von den Handelsbeziehungen und Kulturinflüssen jener Epoche und Landschaft, in welcher unser Steindenkmal gefunden wurde. In deutlichen Zügen spricht sich durch diese Funde aus, dass Teile der Bevölkerung, welche die Fundstelle unseres Steinmonumentes bewohnte, mit den Mittelmeerstationen in Beziehung gestanden, mit der südlichen, auf älteren orientalischen und kolonial-griechischen Kunstinflüssen basierenden Kunstströmung Bekanntschaft gemacht und einen eigenen, in Italien zur Zeit der Etruskerherrschaft heimischen Kunststil, nicht nur an Geräten des Schmuckes, sondern sogar an grösseren Werken aus Stein verwandte. Wir sehen, dass diese Kunstweise zusammenfällt mit der gallischen Herrschaft über Teile Italiens, also mit einer Zeit, in der direkte kulturelle Verbindungsglieder zwischen den Kulturstaaten am Mittelmeer und der gallischen Bevölkerung vorhanden waren. Wie tief diese Kunstweise in die Kunstübung dieser Zeit eingedrungen, geht aus dem gleichzeitigen Münzgepräge hervor. So sehen wir bei einer Münze der Arverni oberhalb des Pferdes das unter der Maske unseres Steindenkmals angebrachte schwertlilienförmige Ornament (H. de la Tour, *Atlas de Monnaies Gauloises*, Paris 1892 Pl. XII, 3764), eine andere Münze hat oberhalb des Pferdes das Spiralornament (a. a. O. 3767), und wie gerade die fischblasenförmige Formgebung beliebt war, zeigt das Ornamentale des weiblichen Kopfhaares der arvernischen Münze (a. a. O. Pl. XII, 3764) und anderer gallischer Bronzeprägungen (vgl. A. J. Evans, *Archaeologia* Vol. LII, Pl. XIII). Dass man jene Kunstweise auf harten Stein übertrug und am Rhein um 400 vor unserer Zeitrechnung bereits ein Steinmonument wie das vorliegende herzustellen vermochte, war bisher unbekannt¹⁾.

1) Dr. Reinecke (Mainz), der unser Steindenkmal nicht kennt, sagt in seiner Arbeit „Die figuralen Metallarbeiten des vorrömischen Eisenalters und ihre Zeitstellung“ (im *Korrespondenzblatt für Anthropologie*, Mai 1900 S. 37) über diese Kunstweise: „Der Westen (die Rheinlande sind das Centrum des Fundgebietes) war dem illyrisch-

Diese Thatsache ist um so interessanter, als die oberitalische Stein-Sculptur in ihrer älteren orientalisierenden und in ihrer späteren hellenisierenden Periode zeigt, dass man nur wenig Wert auf sie gelegt, und Werke hinterliess, die auf keinem höheren geistigen Niveau stehen wie unser Steindenkmal. Sie gehen, wie wir sehen, in ihrem ornamentalen Schmuck auch auf denselben Kunstgeschmack zurück. Sowohl die schnurartige Einfassung, als auch die Palmette und die Spirale findet sich auf diesem Steinbildwerk (vgl. J. Martha, *L'art étrusque*. Paris 1888, S. 215, Fig. 166; S. 369, Fig. 257; S. 370, Fig. 258; S. 371, Fig. 259). Jedenfalls ist unser Steinbildwerk das hervorragendste, welches diesseits der Alpen gefunden wurde. Die nordischen Felszeichnungen, wie das bekannte Kivimonument in der Umgebung von „Bredahügel“ im östlichen Schonen, welche ich kürzlich im Original studierte, werden als die Hauptquelle für die Kultur der Bronzezeit Skandinaviens betrachtet. Dieselben sind weit roher als unser Monument. Hörnes möchte sie in das VI. oder V. Jahrhundert v. Chr. setzen (*Urgeschichte der Kunst* S. 282). In Bosnien fallen Grabsteine mit Figuren in eingehauenen Umrisslinien in die Zeit, in welche ich unser rheinisches Monument setzen müsste: in das Ende der Hall-

venetischen und norisch-pannonischen Gebiet gegenüber im V. Jahrhundert sehr viel weiter vorgeschritten. Die erneute Zufuhr von archaisch-griechischen Erzeugnissen wurde im Westen die Ursache zu einem neuen, vom Hallstatedelement stark abweichenden Stil, dessen degenerierte Erscheinungen uns als „La Tènestil“ geläufig sind. Es ist hier nicht unsere Aufgabe, die einzelnen Wandlungen dieses mehr auf die Plastik und das reine Ornament sich beschränkenden Stiles zu verfolgen, dass es aber auch in der Zeichnung an der Hand der griechischen Vorbilder archaischen und strengen Stiles nicht Unbedeutendes leistete, zeigt z. B. das Goldblechband mit den kaum von griechischen Vorlagen zu unterscheidenden Sphinxen aus dem II. Grabfund von Weisskirchen im Regierungsbezirk Trier. Im Westen wird mit dem Schluss des V. Jahrhunderts, von welchem ab auch der griechische Import von Metallgefässen u. s. w. sehr in den Hintergrund tritt und bald ganz aufhört, mit dem Beginne der eigentlichen Früh-La Tènestufe (Tischlers Früh-La Tènefibel), die figurale Zeichnung immer seltener, doch verschwindet sie nicht ganz. Die von Koenen richtig zusammengesetzten Bronzeplatten mit den menschlichen Büsten aus Waldalgesheim im Regierungsbezirk Koblenz (Beginn des IV. Jahrh. v. Chr.) stellen etwas ganz Eigenartiges dar, mit Erzeugnissen der „Situlenkunst“ haben sie nichts gemein. Hingegen zeigt die oft genannte Schwertscheide aus La Tène (Mittel-La Tèneschwert) mit den drei stark stilisierten phantastischen Tierfiguren einen gewissen Zusammenhang mit den viel älteren figuralen Gefässen und Gürtelblechen, welches sich noch bis zu den rein keltischen Arbeiten der frühen römischen Kaiserzeit (wie z. B. der grosse Eimer von Aylesford in Kent, England zeigt) fortsetzt. Es erscheint mir da noch zweifelhaft, ob wir hier ein spätes Fortleben der „Situlenkunst“ vor uns haben, oder ob es sich um erneute Zuführung und Einflüsse fremder, klassischer Vorbilder handelt. In Anbetracht der keltischen Münzen könnte man an letzteres denken, doch auf einzelnen keltischen Münzen begegnet man wieder ähnlichen Stilisierungen, welche stark von den gewöhnlichen Typen abweichen und lebhaft an figurale Arbeiten des venetischen Kreises erinnern. Ein spätes Fortleben der „Situlenkunst“ im keltischen Westen wäre an sich nicht ein Ding der Unmöglichkeit, denn wir haben mehrfach Belege dafür, dass Erscheinungen, die im Süden längst verschwunden waren, im Norden sich noch sehr lange, freilich sehr modifiziert hielten.

statt- und den Beginn der La Tène-Periode (a. a. O. 674). Hörnes (a. a. O.) bemerkt dazu: „Die Situlenkunst“, wie sie auch in Oberitalien nicht auf Eimer beschränkt war, erzeugte über die Adria hinüber Grabsteinplattenschmuck.“ Die Grabsteinplatten aus den Umgebungen von Pesaro und Bologna in Italien zeigen in ihren Zeichnungen Mykenisches und erinnern andererseits an die Kunst der nordischen Felsbilder (a. a. O.). Im künstlerischen Werte ist unser Steinbild, wie gesagt, allen diesen Arbeiten weit überlegen. Schon allein durch das Monumentale der architektonischen Gesamtwirkung, die hier durchaus originell erscheint.

Über Bedeutung und Zweck des Denkmals beabsichtige ich in anderem Zusammenhange zu handeln. Hier will ich nur kurz bemerken, dass ich es für ein Kultbild und zwar für einen monumentalen Überrest des einheimischen vorrömischen Feuerkultus halte.